

Amtsblatt — Anzeiger für das blaue Ländchen

(Umfassend die Ortschaften: Auringen, Breckenheim, Drökenheim, Diedenbergen, Erbenheim Heßloch, Iglsdorf, Kloppenheim, Massenheim, Miedenbach, Nautob, Nordenstadt, Rambach, Sonnenberg, Wallau, Wilbischfen.)

Der Anzeigepreis beträgt: für die kleinspaltige
Pfeilzeile oder deren Raum 15 Pfg. Reklamen
und Anzeigen im amtlichen Teil werden pro
Zeile mit 30 Pfg. berechnet. Eingetragen in der
:: :: Polzeitsungliste unter Nr. 1110 a. :: ::

Redaktion und Geschäftsstelle :: Bierstadt, Ecke Moritz- und Röberstraße. :: Fernruf: 2027. :: Redaktion, Druck und Verlag von Heinrich Schulze in Bierstadt

Donnerstag, den 11. Januar 1917.

17. Jahrgang.

Großes Hauptquartier, 10. Jan. 1917 (BDB.)
Westlicher Kriegshauptplatz.

Deßlacher Kriegsbeute. 128.

Front des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold
von Bayern.

Stärkere russische Angriffe südwestlich Riga sowie zahlreiche Vorstöße kleinerer Abtheilungen zwischen Rüste und Narocz-See blieben auch gestern ohne jeden Erfolg.

Front des Generaloberst Erzherzog Joseph.

Vergeßlich verlusten Russen und Rumänen die ihnen entrisenen Höhenstellungen beiderseits des Sulsta-Tales zurückzugewinnen. Unter blutigsten Verlusten schloßerten die mit starken Kräften ausgeführten Gegenangriffe. Nördlich und südlich das Gassina-Tal wurde der Feind weiter zurückgedrängt. In den Kämpfen der beiden letzten Tage fielen 6 Offiziere, 900 Mann und 3 Maschinengewehre in unsere Hand.

Heeresgruppe des General-Feldmarschalls von
Radenst.

Nördlich von Focsani gelang es uns, auf dem linken Putna-Ufer Fuß zu fassen.

Zwischen Doefani und Fundeni zwangen wir den
geschlagenen Gegner, seine Stellungen hinter der Putna
aufzugeben und hinter den Sereth zurückzugehen. 550
Belangene wurden eingebracht.

An der Kinnikul-Sarot-Mündung hielten wir im Angriff errungene Fortschritte gegen mehrere feindliche Vorstöße.

Maydonlar Front.

Nachtheilige Angriffe an der Struma wurden abgewiesen.

Generalquartiermeister: Ludendorff.

Die Sage in Rumänien.

Der Putna-Sieg bedeutet einen gewissen Abschluß der Kämpfe und damit Veranlassung zur rückschauenden Prüfung der Lage:

Der Eintritt Rumäniens in den Krieg verlängerte die Front, die bis dahin von Riga bis Kurlibaba 1300 Kilometer lang gewesen war, bis Wesena um 1400 Kilometer; durch das erfolgreiche Vordringen unserer Truppen ist indessen eine starke Verkrüzung dieser Front eingetreten, so daß sie gegenwärtig von Riga bis zur Donau-Mündung nur noch 1900 Kilometer mißt. Dagegen ist die Front der Russen infolge ihrer Uebernahme der rumänischen Linie um 600 Kilometer verlängert worden.

Das französische Kriegsministerium schickt jetzt 200 Offiziere nach Jassy, um die aus höchstens 100 000 Mann aufzunehmenschmelzene rumänische Armee mit neuen Rekruten auf einen Stand von 300 000 Mann zu bringen. Zur Ausbildung und Reorganisation würden aber 5000 Offiziere, 150 000 Gewehre, etwa 800 Geschütze und ebenfalls neue Minen- und Maschinengewehre, neue Munition und neuer Train nötig — eine schwere Belastung für die Kriegsindustrie der Entente.

Habselhafter Ministerverbrauch in Russland.

Die Verrätherlichkeit mit dem neuen „starken Mann“ Trepoth hat nicht lange gedauert. Trotz seiner rücksichtslosen Bekredien gegen Deutschland mit denen er den Verdacht der Deutschfeindlichkeit abzuwehren bestrebt war, ist er gefallen:

Nach einer Neutermeldung aus Petersburg ist Ministerpräsident Trepow zurückgetreten. An seine Stelle tritt Fürst Galizin. Unterrichtsminister wird an Stelle Ignatiens Potitschin.

Arzow, der erst am 24. November v. J. an die Stelle Stürmers trat, hat sich also seiner Ministerherrlichkeit nicht lange zu erfreuen gehabt: sein bevorstehender Sturz wurde bereits schon angekündigt. Der Ministerwechsel in Rußland ist nachgerade das einzige

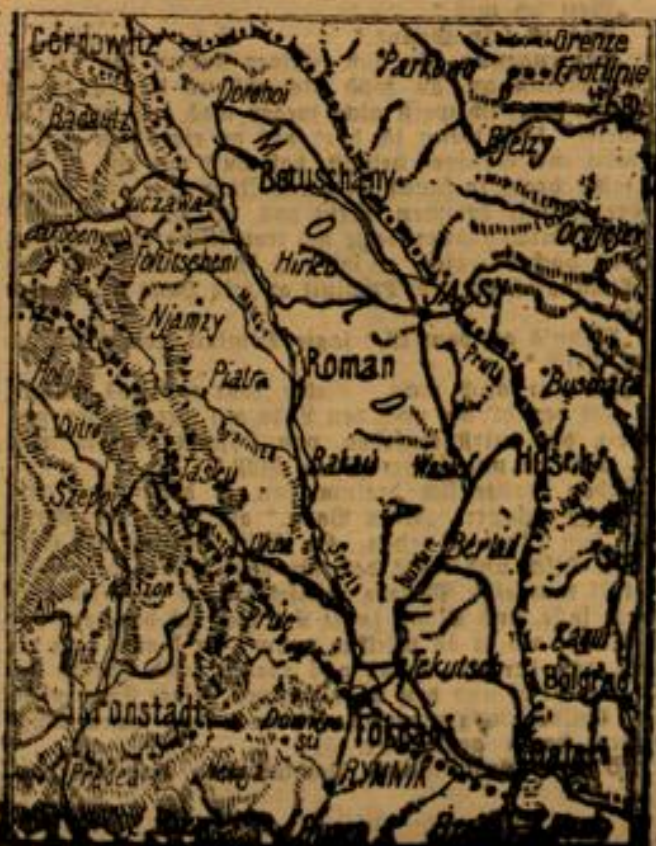
Der englische Verleumdungskrieg gegen Belgien
wegen der Congogreuel.

Es ist hin und wieder doch recht interessant, in alten vergilbten Papieren zu blättern. Die deutsche Frage nimmt nicht nur in der Antwort des Biederbundes auf das deutsche Friedensangebot einen auffallend breiten Raum ein, auch die feindliche Presse beschäftigt sich seit einiger Zeit außerordentlich stark mit dem „elben“ Befallen. Die Ueberführung der bel-

gischen Arbeitstagen nach Deutschland vor allem gab hier erneut Unlaf, dem verfahrenen unglücklichen Lande mit hochtönenden Redensarten ihre „Sympathie“ und „Bewunderung“ auszusprechen. Das „edle“ Belgien ist dabei zur Gewohnheitsbrause geworden. Früher — und das ist noch gar nicht lange her! — dachte man über Belgien wesentlich anders; die jetzt so begeistert gepriesene belgische Kultur war noch vor kaum einem Tugend Jahre als ein Schandfleck der europäischen Zivilisation verurteilt, und jenes England, das heute so „uneigennützig“ für Belgien eintritt, setzte damals eine Heiße gegen Belgien in Szene, der man nur die jegliche Sägenkampagne gegen Deutschland zur Seite stellen kann. Damals wollte England dem Belgierkönig Leopold den letzten Kongobissien wegnehmen. Leopold betrieb am Kongo die Ausplünderung nach englischem System, aber keineswegs schlimmer als John Bull selbst. Da der verlogene Britte jedoch die Stimmung der Welt zu einem Gewaltstreik gegen Belgien und den Kongo brauchte, setzte er eine unerhörte Pressehege über Kongo-Gruel in Bewegung, und man suchte dem ganzen die Krone der Freiheit aufzusetzen, durch eine formelle Note vom 8. August 1903 bei den Signatarmächten der Berliner General-Akte vom 28. Februar 1885. Die englische Note stellte Verletzungen der in der Kongo-Akte dem König Leopold als dem derzeitigen Besitzer des Kongos auferlegten Verpflichtungen fest. Die Berliner Generalakte sollte dem König der Belgier zwar den Besitz dieser Kolonie zuerkennen, zugleich aber auch die Freiheit des Handels und der Schifffahrt für alle Nationen im Kongoboden, die Neutralität des Gebietes und durch das Verbot des Sklavenhandels auch den Schutz der eingeborenen Bevölkerung sicherstellen. Der wesentlichste Teil der englischen Anlagen richtete sich gegen die Behandlung der Eingeborenen: „Das ganze Verwaltungssystem des Kongosstaates ist ein System der Grausamkeit oder Unterdrückung der Eingeborenen“.

Mit äußerster Schärfe verfolgte auch die englische Presse die „Kongo-Greuel“. Dazu erschien eine Fülle von Traktaten und Büchern, die an Hand eines außerordentlich umfangreichen Materials das „System des Hängens und Brägelns“ an den Pranger stellten, das von den belgischen Beamten und Soldaten zur Ausbeutung der Eingeborenen und zur Selbstbereicherung durcheinander angewandt wurde. So empörte sich nicht nur die britische Öffentlichkeit, sondern auch die Meinung der ganzen gesitteten Welt gegen die belgischen Unterdrücker und Henker. In Wirklichkeit waren sie längst nicht so gemeingefährlich wie die britischen Eingeborenenhenker.

Heute, da man offenbar für Belgien irgendeinen neuen Schurkenreich plant, ist Belgien ein „edles Land, für dessen Errettung aus der Gewalt der „Sunnen“ England angeblich alles zu opfern bereit ist. Und seine Einwohner sind „edle“ Völker, denen man in Wort und Schrift die widernstige Teilnahme und Fürsorge der stärkeren Feinde zuteil werden läßt. Das hindert aber nicht, die belgische Volkswirtschaft durch Sperrung der Rohstoffzufuhr zu ruinieren, die Bevölkerung durch Fehnhastung von Lebensmitteln dem Hunger preiszugeben oder die Belgier, soweit sie die englische Gastfreundschaft aufgesucht haben, zwangsweise unter den Arbeitsbedingungen von Ruß in englischen Munitionsfabriken zu beschäftigen.



— Der Reichskanzler hat sich nach dem Großen Hauptquartier begeben.

— Der kaiserliche Prinz Johann Georg ist nach der Schweiz abgereist, um im Auftrage des Königs daselbst die deutschen Internirten zu besuchen und ihnen Glückwünsche aus der Heimat zu überbringen.

„Jetzt wissen wir, was wir zu tun haben.“

Bei der Parade zum Königs Geburtstag sagte der bayerische König Ludwig vor Verwundete und Offizieren: „Müssen fortfahren zu kämpfen und zu siegen wie die Väter. In Bezug auf die Zurückweisung unseres Friedensangebots.“

„Wir wissen sehr wohl, was wir zu thun haben: Wir
her, wir müssen siegen, bis der Feind genöthigt ist,
und um Frieden zu bitten, um einen Frieden, der
ehrenvoll und dauerhaft ist und der den riesigen Opfern
entspricht, die wir ge- it haben. Nicht wir waren
es, die den furchtbaren Krieg begannen. Wir haben
ihn aber angenommen, er es sich gelehrt, und haben
den Feinden gezeigt, was es heißt, wenn man das
Deutsche Reich und seine Verbündeten angreift.“

Die Prüfung der Kriegslieferungsverträge durch eine Reichstagskommission hat am Dienstag ihren Anfang genommen. Zunächst erläuterte ein Vertreter des Kriegsministeriums die Entwidlung der Grundsätze und Methoden für Lieferungen und Leistungen im Bereiche des Waffen- und Munitionsbeschaffungswesens. — In der Aussprache dazu bemängelte ein sozialdemokratischer Abgeordneter besonders, daß infolge mangelnder Voransicht am Anfang des Krieges große Unsicherheit ungeheure Preissteigerungen, z. T. durch das Zwangsauftreten unnötiger und unbefähigter Profikontrollpersonen, und Arbeitslosigkeit eingetreten seien. Er forderte eingehende Vergleiche mit den Friedenspreisen. Ein national-liberaler Abgeordneter äußerte Zweifel, ob die Organisation ausreichend vorbereitet gewesen sei. Demgegenüber wies der Vorsitzende darauf hin, daß die Schwierigkeiten am Anfang des Krieges z. T. auch durch die Unsicherheit veranlaßt worden seien, die damals im Erwerbsleben über die Kriegsdauer bestanden und zur Zurückhaltung von Kapital und Kredit geführt hat: jetzt seien diese Schwierigkeiten längst behoben. — Der Ausschuss wird neben weiteren Beratungen auch staatliche Werkstätten beschließen.

Es ist doch natürlich, daß es noch Leute gibt, die die
"Eugensburger Rettung" in folgender Auffassung zur Be-
lehnung unseres Friedensangebots tut:

„Wir kennen den Ton schon lange. Auf der einen Seite heißt es: Wir haben gesagt, auf der anderen: Wir werden liegen. Dies ist ein sehr menschliches Schauspiel. Die Parteien stehen sich gegenüber wie zwei, die sich blutig geschlagen haben und gerne mit Glimpf auseinander lämen. Sie geben sich natürlich keine guten Worte, zeigen sich die es da hätten Kräfte, drohen mit Knütteln, die sie selbst aus einem Maschinenhaufen gezogen haben. Auf einmal greift der eine das Wort des andern auf. Vom Raufen gehen sie zum Disputieren über und schließlich verstehen sie sich. So könnte es auch diesmal gehen.“ Na, hoffen wir es!

Dem Pariser Regierungsblatt „Temps“ zufolge streiken
in Paris mehr als 1500 Metallarbeiter und Arbeiterinnen.

Ein italienisches Dekret verfügt für alle Kohlenhandlungen und industriellen Unternehmungen unter Androhung von beträchtlichen Gefängnis- und Geldstrafen die genaue nach den Qualitäten getrennte Angabe von Kohlenkänben.

Salat in Hammen.

Galatz wird seit 60 Stunden ununterbrochen sowohl von der Dobrudscha als auch von Süden her mit schweren Kalibern beschossen. In der Stadt sind zahlreiche Brände ausgebrochen. — Der ganze rumänische Feldzug ist jetzt in das entscheidende Stadium eingetreten. Es handelt sich nicht mehr darum, Teile des rumänischen Gebietes zu decken, sondern um die Verteilung des rumänischen Gebietes. —

Neue Kämpfe in Persien.
Der türkische Bericht vom 9. Januar kann Ge-
treuliches aus Persien sowohl als auch von der Front
in Armenien und dem Kaukasus berichten:
„An der persischen Front hatten die Her-

tebiger von Teblet-abad, die sich zum Teil aus persischen Freiwilligen zusammensetzten, die Stadt vor einigen Tagen beschlagnahmten, worauf sie von den Russen besetzt wurde. Durch einen in der Umgebung von Teblet-abad unternommenen Angriff haben wir den Feind wieder aus der Stadt verjagt. Der Feind, der über fünfhundert Mann verlor, entfloß nach Nordosten und Südosten. Wir machten achtzehn Gefangene.

An der Kaukasusfront unternahm unser linker Flügel einen günstig verlaufenen Ueberfall auf die Russen. Wir verfolgten den Feind bis in seine Unterstände. Er verlor fünfzehn Tote und Verwundete. Außer einer Menge Bomben und Kriegsmaterial erbeuteten wir fünf interessante Dokumente.

Das besetzte Frankreich ist besser daran als das unbesetzte.

In einem Lande, dessen Volk dem Aussterben verfallen ist, kann der beste Wertmesser für das Gedeihen einzelner Landestheile wohl durch den Vergleich der Geburtenzahl mit der Zahl der Todesfälle im gleichen Jahre gefunden werden. Während in Frankreich im Jahre 1908 der Sterbeziffer von 791 712 nur eine Geburtenziffer von 745 271 gegenüberstand und sich somit ein Fehlbau von 46 441 Köpfen ergab, sind die gleichen Zahlen in den von uns ganz oder teilweise besetzten Departements 104 604 Geburten zu 96 418 Todesfällen. Es ergab sich somit in diesen besetzten Landestheilen ein erfreulicher Ueberschuß von 8186 Geburten. — Die besetzten Gebiete kommen also voran, während Frankreich selbst zurückgeht.

Lloyd George wird erklären . . .

Einem Amsterdamer Blatte wird aus London gemeldet, man erwarte, daß Lloyd George am Donnerstag in der Guildhall eine wichtige Erklärung abgeben werde.

Welcher Art diese Erklärung sein wird, darüber ist schwer etwas zu sagen.

Das Kriegsamt erachtet es als selbstverständliche Pflicht sämtlicher Behörden, durch sparsamsten Kohlenverbrauch dem Publikum mit gutem Beispiel voranzugehen.

Dem Vernehmen nach empfiehlt es sich, Tauchbootkriege bis Mitte Januar aufzuschieben.

Güterarten für ganz Frankreich werden vom 1. Februar ab eingeführt. Die Nation wird 750 Gramm pro Kopf und Monat betragen.

Sie sind kriegsmüde.

Die Wirkung des deutschen Friedensangebotes auf die kämpfenden feindlichen Truppen.

Die wahre Stimmung der kämpfenden Truppen der Entente offenbart sich in den Aussagen von französischen und englischen Gefangenen, die unmittelbar nach dem 12. Dezember eingebracht wurden, dem Tage, an dem der deutsche Reichskanzler im Reichstag das Friedensangebot der Mittelmächte bekannt gab. Gemeinlich war in allen Aussagen die Schilderung der großen Freude, die die Friedensbotschaft bei den Mannschaften an der Front ausgelöst hatte. Gemeinlich war freilich auch allen französischen und ebenso den kanadischen Gefangenen die niederdrückende Beschreibung, daß Frankreich verfallen werde, eine Verurteilung der Kriegsführenden zu hintertreiben. Ein Mann vom 29. Infanterie-Bataillon (Vancouver) 6. kan. Brigade, 2. kan. Division, der am 18. Dezember abends nordöstlich Souchez in Gefangenschaft geriet, sagte aus:

„Das deutsche Friedensangebot ist den Deutschen nicht offiziell bekanntgemacht worden, doch haben sie durch die Zeitungen Kenntnis davon. Ohne Ausnahme wünschen sie, daß das Wort in die Tat umgesetzt werde, glauben aber, daß das Bestreben des deutschen Kaisers an der Diktaturschaft der Engländer (plagued English), wie er sich aus-

drückt, gescheitert wird.“

Wehrlich sprachen sich durchweg die französischen Gefangenen aus, wobei die seit langem bekannte Abneigung gegen die englischen Bundesgenossen in scharfer und bitterer Weise zum Durchbruch kam. Der Feind sei das gefügige Werkzeug Englands und täte nur, was dieses befehle. Ein Mann vom Jäger-Batl. 59, P. S. 157, der am 17. Dezember im Pressoirvalle eingebracht worden war, meinte über die Aufnahme des Friedensangebotes:

„Die Nachricht erweckte allgemeine Freude. Aber die Hoffnung, daß ein Erfolg damit bei der Entente erreicht werden könnte, war äußerst gering. Es wurde gedauert, England werde sich nie zu einem derartigen Frieden hergeben, und Frankreich sei zu sehr in dessen Hand, um einen selbständigen Entschluß fassen zu können.“

Ein gewisser Unterschied der Wirkung ließ sich je nach der Art feststellen, in der den Truppen die Botschaft zugegangen war, ob durch die Vorgesetzten, oder schon durch die Zeitungen. Ein Mann vom Inf.-Regt. 281, 88. Div., der am 18. Dezember abends bei Ghilly eingebracht wurde, und der die Stimmung seiner Kameraden als sehr kriegsmüde schilderte, zumal sich viele Familienbänder und ältere Leute unter ihnen befanden, meinte geradezu:

„Eine bestimmte Meinung hätten sie sich noch nicht bilden können, da sie aus unbekannten Gründen in den letzten Tagen keine Zeitungen mehr bekommen hätten: Der Offizier habe ihnen das Friedensangebot nur mit kurzen Worten und ohne Erläuterungen mitgeteilt — ein Zeichen von Schwäche sei das Angebot jedenfalls nicht, da den Verbündeten der Durchbruch in Nordfrankreich ja nicht geglättet sei.“

Der Eindruck, daß nicht etwa die Erkenntnis, den Krieg nicht bis zu einem siegreichen Ende durchzuführen zu können, das Friedensangebot herbeigeführt habe, ist bei diesen Leuten, die schließlich am besten die Stärke des deutschen Widerstandes erkennen müssen, überhaupt allgemein. In einen Sieg der Verbündeten durch Waffen oder Auszehrung glaubt keiner der vernünftig denkenden Soldaten mehr. Das Märchen von der Hungersnot in Deutschland sei ihnen nun schon zwei Jahre in ihren Zeitungen aufgetischt worden, ohne daß sich eine Erschöpfung Deutschlands bemerkbar mache. Ein Heer, das eine Macht wie Rumänien in so kurzer Zeit auf die Knie zwingen könne und einem mächtigen Feind an der Westfront gleichzeitig die Stirne bieten, könne nicht am Ende seiner Lebensmittel und Reserven sein. Bemerkenswert ist die Beurteilung, die bei dieser Gelegenheit den verantwortlichen Staatsmännern zuteil wurde. Ein Gefangener von der 8. Kompanie J. R. 410 der 151. Division meinte:

„Brand treibe sein Handwerk solange weiter, bis er eines Tages wie Janus ermordeet würde, denn auch das Judentum sei des Krieges sehr überdrüssig.“

Ein Engländer dagegen, Sergeant vom 12. R. Fus., 34. Div., äußerte sich über Lloyd George:

Nachdem Asquith, der den Verbündeten gegenüber sein Wort verpfändet hatte, nicht mehr zur Verantwortung herangezogen werden könne, werde Lloyd George als geistiger Abvolat sich schon aus der Klemme herausziehen wissen, um dann als Friedensengel in den Augen des englischen Volkes zu erscheinen.“

Die allgemeinen Eindrücke werden von denjenigen Gefangenen bestätigt, denen man den deutschen Friedensvorschlag vorenthalten hatte, um den Gefechtswert der Truppe nicht herabzumindern, so offenbar bei den französischen Truppen, die an dem großen Angriff am 15. Dezember teilnahmen, und die nun erst hinter der deutschen Linie die Nachricht von dem Friedensangebot erfuhr. Die Leute waren sichtlich tief und freudig bewegt, sagten dann aber traurig, wenn Frankreich allein wäre, dann, ja, dann gäbe es Frieden. Alle Franzosen, Soldaten und Zivilisten, hätten genug. Aber England wolle nicht, und die französische Regierung habe Angst vor England.

T. A.

Der Streit um den rumänischen Weizen.

Die Weizen für Brot — die Mais für Fleisch.

Noch haben wir den rumänischen Weizen oder Mais nicht hier, und noch wissen wir nicht, ob wir in absehbarer Zeit ausreichende Transportmittel zur Herbeischaffung zur Verfügung haben werden, da ist auch schon der Streit darüber entbrannt, ob Weizen für Brot oder Mais für die Fleischproduktion bevorzugt werden soll. Und dieser Streit wird gleich lebhaft geführt.

Der Professor Elsbacher verlangt Weizen, und glaubt damit die Interessen der Esser, der Städter, zu vertreten. Der Kriegsausss. für Konsumenten-Interessen stimmt ihm bei. Der Bund der Landwirte macht darauf nach der Gegenseite mobil.

Der Unterschied in den beiden Worten Weizen und Mais scheint zunächst eine Erregung wirklich nicht zu rechtfertigen. Der Kriegsausss. für Konsumenten-Interessen schreibt:

„Daß die Korrespondenz des Bundes für eine möglichst starke Schweinehaltung ist, entspricht den von ihr vertretenen Interessen. Für 20 Pfund Kartoffeln kann der Erzeuger nach der Höchstpreisvorschrift nur 80 Pfg. erzielen, aus 20 Pfund Kartoffeln entsteht aber ein Pfund Speck, der natürlich einen ganz anderen Erlös bringt. Die Verwertung von Kartoffeln und ähnlichen menschlichen Nahrungsmitteln in Speck ist also ein sehr gutes Geschäft.“

Angesichts dessen weiß man wirklich nicht, ob da nicht doch der Mais als Futter vorzuziehen sei. Denn gegenwärtig ist uns in beschränktem Umfange der Speck wichtiger als die fünfjährige Menge Kartoffeln.

Aus dem Grunde erscheint die Auseinandersetzung wirklich als ein Streit um des Kaisers Bart.

Das ist um so mehr der Fall, als die Inlands-Interessen allein bei der Frage des rumänischen Getreides nicht den Ausschlag geben. Zunächst sprechen die Transportmöglichkeiten mit. Dann müssen wir unsere schwer notleidenden Bundesgenossen unterstützen; ein sehr erheblicher Teil des Weizens wird zur Türkei, nach Bulgarien und Österreich gehen.

Für uns aber erhoffen wir von beiden Arten so viel wie möglich. Wir brauchen Brotgetreide für die Schwerarbeiter. Wir brauchen aber auch Fett, und Fett und nochmals Fett, ebenfalls für die Schwerarbeiter.

Beides kann und soll und wird uns Rumänien liefern, sobald wir erst der Transport Schwierigkeiten Herr sein werden.

Aus aller Welt.

„In Leutnants-Uniform 210 000 Mark erschiene.“ Der Stadt Neukölln, — dem Berliner Vorort, der früher Rixdorf hieß, — haben neulich drei Schwindler „einen Waggon holländische Blockwurst“ für 21 000 Mark verkauft, sich gegen Auszahlung der Dupl. I. 1843/1844 die Kaufsumme bezahlen lassen und sind dann unbekannt wohin abgereist, wofür die Rixdorfer wegenblich auf ihren angelegten in Wachen stehenden Waggon Blockwurst warten. — Eine fahrende Rolle hat dabei der angebliche Oberleutnant Arth. Hammer gespielt, der sich als den Vervollständigten eines Grafen Arth. von Pappenheim ausgab. Allerdings hatte der als österreichischer Soldat auftretende Agent Arth. Schallgo mit dem betreffenden Magistratsbeamten Neuköllns — einem gewissenhaften, im Dienst erprobten Magistratssekretär — in der Lebensmittelversorgung schon früher gearbeitet, und die Geschäfte waren zur Zufriedenheit erledigt worden. So hatte Schallgo bei dem Geschäft mit „holländischer Blockwurst“ schon einen guten Anhaltspunkt. Aber man kam erst zum Abschluß, als der „Oberleutnant“ Hammer, dessen Offiziersuniform Vertrauen einflößte, mit auf der Bildfläche erschien. Schallgo, der übrigens in Wirklichkeit Rindfleisch heißen soll, wird wegen ähnlicher Betrügereien von der Stadt Köln hedorflich verfolgt.

Der Lehnhold von Furchenhof.

Schwarzwaldbildung von B. Auerbach.

32) „So? Hast du schon gleich so an?“ sagte der Vater gelehrt, „du bist kaum über meine Schwelle und willst mir dreinschreien und den Herrn gegen mich spielen. So haben wir nicht geübt, Büßchen, so nicht. Merk dir's. Du kannst morgen schon das Geschäft vom Dominik übernehmen. Jetzt geschieht, was ich sag.“ Zum Anecht gewendet, fuhr er fort: „Schick ihn in die Stube, augenblicklich.“

Er schritt voran, und Alban stand eine Minute wie angewurzelt. War er er darum zurückgelehrt, um die Stelle des Oberknechtes einzunehmen?

Die beiden Hofknechte waren wie toll, der Greif bestete grimmig, er erkannte Alban nicht, das Fährle aber winkelte an der Kette und sprang hin und her. Alban lächelte ihm die Kette, und das Tier sprang an ihm empor und legte ihm die Wangen.

Die Mutter lag schon im Bette, und trotzdem, daß Amelie gehörig hatte, daß etwas mit Dominik vorgehen sollte, vergaß sie jetzt ihres Kammers, eilte zur Mutter und verkündete ihr, daß Alban wieder da sei.

„Komme rein, Alban, komme rein,“ rief die Mutter aus der Kammer, als Alban in die Stube trat; er kam zu ihr und sie bedeckte sein Antlitz mit heißen Küffen.

„Gottlob, daß ich dich hab“, und sie nur leht auch brav und dank's dem Vater, daß er dich geholt hat. Ach! du riechst so frisch, du bringst mir wieder neue Luft, mein Hüften ist weg. Stell die Ampel da vorn hin, noch besser, daß ich dich auch sehen kann; du bist magerer, gelt, Dienstbotenbrot ist doch ein hartes? Nun, gottlob, daß es vorbei ist. Du hast mich manche Nacht den Schlaf gekostet.“ So rief die Mutter. Der Bauer kam auch herein, reichte ihr die Hand und sagte:

„Er will wieder alles gut machen, er hat mir versprochen, folgsam zu sein in allem.“

Er verließ bald die Kammer wieder und ging in die Stube, denn Dominik war eingetreten, sah noch verschlafen taumelnd. Alban trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand, mit der andern sahte Dominik Alban fest, er wollte sicher sein, daß er nicht träume.

„Jetzt freut mich's, daß Ihr mich aus dem Schlaf habt werden lassen,“ sagte er mit heller Stimme. Ohne darauf zu hören, sagte der Furchenbauer, sich setzend und die Beine übereinander legend:

„Ich hab' was mit dir zu reden. Vom letzten Vierteljahr bin ich dir noch deinen Lohn schuldig, und ein Vierteljahr vorher muß ich dir ausstatten. Das ist's. So, jetzt ist's geschoben.“

„So? Darf ich fragen, warum Ihr mich so Anall und Kall fortgeschickt?“

„Freilich.“

„So sag mir, warum?“

„Weil ich will.“

„Das ist kein Grund.“

„Dankensagen für dich. Einen andern sag' ich dir nicht. Meinst du, du sollst dich rühmen können, wegen dem und dem, ich weiß nicht wegen was, seist du fortgekommen? Und wenn ich hör', daß du eines von meinen Kindern ins Gefolge bringst, hast du's mit mir zu tun.“

„Bist aber brav, so kannst in einem Jahr oder auch bald wieder zu mir kommen, heißt das, bei mir nachfragen.“

Der Furchenbauer hatte sich trotz seiner schlauen Verbedtheit doch verraten, er sah das schnell und wollte nun die Anhänglichkeit des Dominik an sein Haus fördern und binden.

„Wenn's an dem ist,“ sagte Dominik, „dann geh' ich lieber gleich.“

„Ich mir auch recht. Lieber denn noch als morgen früh. Ich bezahl' dir noch den Lohn auf vier Wochen, aus Gutheit, das wirst einsehen, von Kost ist ohnehin keine Red', weil du von selber geben wirst.“

Alban wollte sich dreinmischen, er hatte aber kaum die Worte gesagt: „Aber Vater,“ als dieser ihm streng zurief, kein Wort zu reden. Er zahlte Dominik das Geld auf den Tisch und legte das für vier Wochen besonders. Dominik war eine Minute zweifelhaft, ob er dieses auch nehmen sollte, und Alban judte und hielt sich die Hand vor den Mund, als er es wirklich nahm. Er konnte nicht ermaßen, daß der von Haus aus allezeit arme Bursche sich nicht das Recht und den Mut zutraute, seiner Ehre zuliebe einige Gulden wegzunehmen und noch dazu seinem langjährigen Herrn gegenüber.

„Halt's Gott,“ sagte Dominik und ging mit dem

Gelde aus der Stube. Die Mutter in der Kammer und Alban wagte nicht ein Wort zu reden.

Amelie hatte in der Küche alles gehört. Als jetzt Dominik an ihr vorüberging, sagte sie laut, daß man es in der Stube hören konnte:

„So? Jetzt geht fort? Nun, so b'hit dich Gott, und ich wünsch' dir viel Glück.“ Ganz leise aber sagte sie hinzu: „In einer Stunde unterm Bretlingbaum im Garten.“ Sie kam in die Stube, sagte Gutenacht und ging mit Geräusch nach ihrer Kammer und verschloß sie hinter sich.

Alban war doch dem Dominik nachgegangen und hatte ihm herzlich zugeredet, sich nicht unnötigen Kummer zu machen, er solle allzeit Bruderhilfe bei ihm finden. Dominik schweig zu allem und packte seine Kleider ein. Erst als Alban sagte, daß er ihm wegen Leben und Sterben ein Schriftliches geben wolle über die Darlehen, die er bei ihm gemacht, sagte er, daß es in guter Hand stehe, bis er es brauche, um auszuwandern.

Dominik wollte noch vor Tag aus dem Hause fort. Alban lehrte in das Haus zurück. Er ging nach der Kammer, wo Vinzenz schon schlief und wo sein Bett noch stand von alten Zeiten. Hinter ihm drein wag der Vater geschlichen und lauschte an der Tür.

Heimliche Verabredungen.

Als Alban seinen Bruder Vinzenz aus dem Schlafe weckte, rief dieser um sich schlagend: „Du mir nichts, du darfst mir nichts tun.“ Alban war erschreckt von diesem Ausrufe und erzählte nun dem Bruder, wie er in Frieden mit dem Vater heimgekehrt, wie alles glücklich ausgefallen sei und er dem Vater nachgeben wolle.

Vinzenz richtete sich jetzt im Bett auf und sagte: „Grüß Gott!“ Gähnend fügte er hinzu: „Ich hab' arg geschlafen.“ Alban setzte sich zu ihm auf das Bett und sagte: „Wie ganz verändert, läßjornig und wild der Vater sei, wie er den Dominik so plöcklich und hart forgeschickt, und wie ihn die Kinder als krank behandeln und ihm in allem nachgeben müßten.“

„Ich mein“, schloß Alban, „die Sünde, daß er dir ein Aug' ausgeschlagen hat, läßt ihn nicht ruhen. Wir wollen's veruschen, so gut als wir können.“

(Fortsetzung folgt.)

"Hammer" soll identisch sein mit einem 29 Jahre alten, aus Ober-Ologau gebürtigen Georg Hindfleisch, gegen den die Staatsanwaltschaft in Köln a. Rh. bereits einen Haftbefehl erlassen hatte. Hindfleisch gehört zu der Bande Hessemann und Genossen, die durch Kiesenwinddeisen bereits drei Viertel Millionen Mark erbeutet hat. Die Verhaftung Hessemanns, der ebenfalls den Oberleutnant spielte, ist inzwischen erfolgt.

Mausmord in Halle. Die Frau des Drechslers Meißner in Halle wurde von einem Unbekannten, der ihr billiges Fleisch verschaffen wollte, in die Wollfestecke gelockt, durch Messerstücke getötet und ihrer Vorkasse von 105 Mark beraubt.

Vergrößerter Verunglückter. Der neunzehnjährige Julius Brunner und die neunzehnjährige Migi Weller, beide aus Wien, sind von einer am Sonnabend unternommenen Raubpartie nicht zurückgekehrt. Man befürchtet, daß beide ums Leben gekommen sind. — Vom Kaiserstein im Schneeberggebiet ist am Sonntag Landesrechnungsrat Fahrenbauer tödlich abgestürzt.

In Marburg wurde an der Universität eine Hochschule für blinde Studierende begründet.

Ein „tüchtiger“ Geschäftsmann. In einer großen Wehlgeschäftsfirma sitzen in Dessau in Unter- suchungshaft Bäckermeister Krüger und die Kaufleute Götner und Reiss aus Magdeburg. Nachdem Krüger seit Kriegsbeginn beschlagnahmtes Mehl vertreiben durfte, knüpfte er seit 1915 mit vier Windmühlene- stehern aus dem Kreise Dessau Geschäftsverbindungen an, die recht umfangreich wurden. Er zahlte ihnen für den Zentner Mehl 25 Mark. Das Getreide hier- zu haben die Windmüller von Landwirten erwor- ben. Für das Mehl forderte und erhielt A. bis zu 125 Mark für den Zentner! Da die Vorräte der Windmüller einmal zu Ende gehen mußten, suchte A. einen neuen Lieferanten und fand ihn in der Per- son des Magdeburger Kaufmanns Reiss. Später trat Götner hinzu. Diese lieferten das „Steinmehl“ waggonweise nach Dessau. Reiss gab für den Zentner 85 Mark. Umgesetzt wurde es zu 130 Mark. Bei der Beschlagnahme wurden noch über 100 Zentner vorgefunden.

In der Eisenbahngüterverfälschung zu Darm- stadt wurde bei der Explosion einer Sauerstoffplatte einem Arbeiter der Kopf abgerissen. Zwei andere Ar- beiter wurden tödlich verletzt.

Smerz und Ernst.

Ein schwedisches Filmpreisversteigerung. Wie aus Stockholm geschrieben wird, erlaubt jetzt eine schwe- dische Zeitschrift ein Filmpreisversteigern, bei dem jeder- mann zwei der Betämpfung des Schunddra- mas ist. Die angebotenen Preise sind verhältniß- mäßig hoch: ein Preis zu 2000, zu 1000, zu 500 und 400 Kronen und mehrere kleine Preise. Die Film- manne, die müssen allen Anforderungen des Nicht- bildtheaters genügen, das heißt vor allem nicht regelrecht aufgebaut sein, nach Szenen. Rede und Ge- genrede usw.; im übrigen entscheidet nicht Länge oder Kürze, sondern lediglich der künstlerische Wert oder was die Macher darunter verstehen. Die Preis- richter sind die namhaftesten schwedischen Fachleute. — Das Ergebnis wird später in „Revejournalen“ be- kannt gegeben. — Es sich mit diesem Preisverstei- gern freilich eine wirksame Bekämpfung des Schund- dramas erzielen läßt, steht noch dahin. Aber als An- fang begreifen wir diese Maßnahme.

Ein schwarzer Gebote für den Frontsoldaten! Man schreibt vom Siege eines Armeekorpskommandos im Osten:

Mit Einwilligung des Armeekorpskommandos sind kürzlich hier an alle Truppenteile die folgenden fünf Gebote verbreitet worden, die dem Geist der Zeit Rechnung tragen, auch an anderen Teilen der Front beherzigt und in der Heimat beachtet werden dürfen; die Gebote richten sich an die Soldaten in der Front:

1. Daß auch keinerlei Raubzugsmittel aus der Heimat senden! Denkt daran, daß ihr sie unseren Frauen und Kindern nehmt!

2. Vermeldet es, euer Geld in Kontinentalen anzulegen! Auch sie kommen aus der Heimat und schmälern den Tisch unserer Lieben!

3. Sorgt dafür, daß der Ertrag der Gelder im besetzten Gebiet reiblos unter Dach kommt und daß die Bevölkerung für das nächste Jahr aufs Beste be- sorgt wird! Mäht auch in liebevoller Kleinarbeit!

4. Seid haushälterisch in der Bekleidung! Ver- setztigt kleine Schäden an Anzug, Wäsche und Stief- len! Seid schnell und sorgfältig!

5. Weidet übermäßigen Alkoholgenuß! Er macht trau- und willenlos!

Von seltsamen Geschützen und Geschossen. Daß die Geschütze nicht immer aus Stahl und Eisen be- stehen, dürfte bekannt sein. Die allerersten Ge- schütze wurden überhaupt nur aus Holz hergestellt. Aber daneben gab es auch Prunkgeschütze. So will ein englischer Reisender im Jahre 1863 zu Verona eine Kanone gesehen haben, die die Venetianer in Randia und Kreta den Türken abgenommen hätten und die vollständig aus Gold und Silber ge- arbeitet war.

Tatsache ist jedenfalls, daß die Verbündeten anno 1860 den Chinesen bei Peking eine goldene Kanone abnahmen. Aus noch seltsamem Stoff bestand ein Geschütz, das 1740 in Petersburg „gegossen“ wurde, nämlich aus Eis; es sollte freilich auch nur ein- mal gebraucht werden, und zwar zu dem schrecklichen Zweck des Salustienens bei einem großen Feite. Das Geschütz ist leider inzwischen „geschmolzen“. Ein- dige Italiener haben sogar einmal 15 Kanonen ge- gossen, die auch mit Musketen geladen wurden.

Überhaupt muß man nicht glauben, daß die Ge- schütze stets aus denselben Stoffen hergestellt wor- den wie in unseren Tagen und überhaupt im letzten Jahrhundert. So hat bekanntlich China schon lange vor dem Mönche Bartholomäus Schindler das Schießpulver

gekannt. Ein gewisser Li-Kuang-Pi hat schon im Jahre 757 Kanonen erbaut, die mit kleinen Geschossen geladen wurden. Auch die Türken kannten Steinge- schosse. Als sie 1453 Konstantinopel besetzten, ließen sie aus gewaltigen Schleudern Steinbügeln im Ge- wicht bis zu sechs Zentnern gegen die Mauern des Haghaz werfen.

Etwas Ähnliches mutet die neuzeitliche chinesische Artillerie an: Sie schießt mit Holz. Aber das ist noch wenig im Vergleich zu den Geschossen, die unsere eigenen Feuerwaffen hin und wieder versenden. Es wird sogar mit Wasser, mit Papier, ja mit Wasser geschossen, und man soll die dadurch erzielten Ergebnisse nicht gering achten: so sollen hin und wieder Duellanten Wasserbügeln verwendet haben; die sind aber bei weitem nicht so unschädlich, als allgemein angenommen wird. Der englische Forscher Bruce er- füllte einmal die Krieger Meneliks mit Staunen, da er sein Gewehr mit einer Kerze lud und troh- dem ein halbes Dutzend Taler durchschlug; wenig- stens erzählt er das; wir stellen jedem frei, daran zu zweifeln.

Daß man mit einem Pfropfen einen Zeller von 15 Millimeter Dicke durchschlagen kann, erscheint un- schon weniger seltsam. Daß Papierbügeln unter Um- ständen ein gewaltiges Durcheinander bewirken wird, niemand bestreiten: mit einem „Pistolen-But- ter“ kann man leicht, auch wenn die Butter nicht allzu kalt ist, eine Mäntel-ische durchschlagen.

Mit Wasser zu schießen, soll allerdings nicht ganz so einfach sein. Das erfordert Umsicht. Damit das Wasser nicht in alle Richtungen verspritzt wird, muß es in eine Poble, in die hineingebracht wird, die an den Enden noch mit Fäden verflochten wird. Wir raten aber niemandem, dies Experiment zu erproben; es ist fährd als Spiel und für den Schützen höchst gefährlich.

Vermischtes.

Vorsen-Spekulation und Friedensnote.

Die Friedensnote Wilsons ist leider in ein Ne- schamloser Börsenspekulation hineingezogen worden, und dabei sind gegenüber dem Sekretär Wilsons sehr schwere Anschuldigungen erhoben worden. So sollte ein Verwandter von ihm mit dieser Note Kiesenver- mögen verdient haben. Jetzt wird berichtet:

Der Sekretär Wilsons, Tumulty, ist vor dem Re- präsentantenhaus erschienen, um eine Erklärung dar- über abzugeben, daß die Note Wilsons bekannt war, ehe sie veröffentlicht wurde. Tumulty erklärte, daß er den Inhalt der Note nicht gekannt habe, ehe sie veröffentlicht worden sei, und daß er keine Spe- kulationen auf Grund von vorher empfangenen In- formationen unternommen habe. Der Staatssekretär Lansing gab eine Erklärung darüber ab, welche Beamten an der Note tätig waren, wünschte aber über seine ergänzenden Mitteilungen an die Presse keine Mitteilung zu machen. Schließlich wurde ein Effek- tenmakler aus Boston gehört, der zugab, daß der Inhalt der Note vor der Zeit der Ausgabe bekannt geworden sei, allerdings nicht durch Zutun des Weißen Hauses (Regierungsbürogebäude in Washington, City Wilsons). Er weigerte sich, die Namen seiner Auf- traggeber, für die er Börsentransaktionen ausführte, zu nennen.

Rußland verpfändet seine Bergwerke.

England hat für Rußland kein Geld mehr. Wie soll sich das Rußland da helfen? Nach Mitteilun- gen des Industriellenblattes „Utro Rossii“ verhandelt die russische Regierung gegenwärtig mit einer hol- ländischen und einer amerikanischen Bankengruppe wegen Verpfändung von Erzgruben im Ural und in Sibirien gegen Gewährung einer Anleihe von 100 Millionen Gulden und einer anderen Anleihe von 50 Millionen Dollar. Die Verhandlungen sind trotz der Kleinlichkeit des Anleihebetrages (was sind 50 Millionen Dollars für Rußland!) noch nicht zum Ab- schluss gekommen.

Der Feind rückt an Rußlands Toren.

Die russische Zeitung „Nowosti“ berichtet aus Jassy: Der Kampf um die Dobrußa ist beendet. Krachend ist das Haupttor auf dem Wege zur Hagia Sophia in Konstantinopel ins Schloß gefallen. Wir sind froh, daß auch diese tragende Tür nicht wichtige Gliedmaßen zer- schmettert hat. Jetzt rückt der Feind an unseren Toren. Auf Galatz trafen die schrecklichen Geschosse der deutschen Geschütze. Die Vorbereitungen zum russischen Gegen- schlag sind sorgfältig vorbereitet worden. Die Ergebnisse des Krieges in Jassy (zwischen den Russen und dem französischen General Vertholet) werden schon in den näch- sten Stunden sichtbar werden.

Nach den neueren Berichten hat der Feind in den Tälern der Nilsen und des Dniez neue Fortschritte ge- macht, die im ersten Teile 6 Werst, im letzten 8 Werst messen. Galatz ist von der Zivilbevölkerung vollständig geräumt. In der Stadt selbst schlagen die deutsch- bulgarischen Granaten ein.



In deutschen liberalen Kreisen erachtet man Treppens Sturz für einen Erfolg der freiheitlichen Parteien Rußlands. Die „Post. Ztg.“ schreibt dazu: „Die russische „Gesellschaft“ d. h. alle liberalisierenden Elemente des Landes, benutzt den durch den Krieg entstandenen inneren Wirrwarr zum Sturm auf gegen die reaktionäre Staatsgewalt. Der Sturz des Ministerpräsidenten Stürmer war ihr erster weithin sichtbarer Erfolg. Mit Heftigkeit setzte sie den Kampf auch gegen Stürmers Nachfolger Treppens fort. Den Mißvergnügen in der Reichsduma ließ außerhalb die- ser Körperschaft der Semstwo- und Städteverband nachdrückliche Unterstützung. Das gegen diesen Verband gerichtete Verbot, einen Kongress in Moskau abzu- halten, führte zu tagelangen schweren Tumulten.“

Der neue österreichische Kriegsernährungsminister Oberst Höfer hat sich über die Einwirkung der ru- mänischen Getreidefunde auf Deutschland folgende- maßen ausgesprochen:

„Ich kann derzeit nur sagen, daß wir aller- dings eine ansehnliche Hilfe durch Vereinscha- fung rumänischen Getreides zu gewärtigen haben, nur braucht es noch einige Geduld. Die Rissen, die bloßer in der Dossentia ist genannt wurden, muß ich als ganz unzutreffend bezeichnen. Die Hauptsache bleibt die Verachtung nach Oesterreich. Die wie-

berhergestellten Eisenbahnen arbeiten nicht etwa so wie im Frieden. Alle Zerstörungen konnten und können nicht behoben werden. Der Hauptweg ist die Donau. Wenn sie bis zum 14. Januar eisfrei bleibt — es handelt sich da um ein altes Erfahrungsdatum —, dann ist Hoffnung vorhanden, daß auf dem Donau- wege große Mengen verschifft werden können, und daß uns so verhältnismäßig rasch Vorräte gebracht werden können. Es rollt auch schon Getreide.“

Ein Fideikommissgesetz. Das preussische Mini- sterium hat beschlossen, dem Landtage den Entwurf eines Gesetzes über Familien-Fideikommiss und Familienstiftungen von neuem vorzulegen. Die- ser Gesetzentwurf hat bereits kurz vor dem Abgange den Landtag beschäftigt. Er war am Anfang des Jahres 1914 zunächst dem Herrenhaus vorgelegt wor- den, das mehrere Änderungen vornahm. Im Ab- geordnetenhaus wurde der Gesetzentwurf unmittelbar vor der Vertagung der Session am 12. und 13. Juni in erster Lesung beraten und einer Kommission über- wiesen, die in der Vertagungszeit bis zum Kriegs- beginn das Gesetz in erster Lesung beriet. Beruche, den Gesetzentwurf oder einzelne Teile desselben bald nach dem Ausbruch des Krieges zu erledigen, scheiterten an dem Widerspruch einzelner Parteien, ins- besondere der fortschrittlichen Volkspartei. Wenn die Regierung sich trotzdem entschlossen hat, den Geset- entwurf noch während der Kriegszeit von neuem ein- zubringen, so wird sie dafür ihre besonderen Gründe darzulegen haben. Dem Zentrum kommt man insofern entgegen, als man noch bürgerliche Fideikommiss- vorgeschläge gebietet.

Totales.

Dem „edlen“ Wolowerte ist dieser Winter mit seinem so ungewöhnlich abwechselungsreichen Wetter garnicht gän- zig. Die Witterungsbedingungen beginnen, unter dem Witter- bande aufzukommen. Der Haie dessen Bestand im letzten Sommer infolge der Kälte so sehr zusammen geschrumpft ist, kommt noch immer am besten weg, aber er richtet in den Baumgärten großen Schaden an. Die Rebhähnen sind hier zu kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, und deshalb bestehen schlechte Aussichten für die nächste Re- bähnenjagd. Die sonst so sehr scheuen Wägel wagen sich hier und da bei Einzelgehöften bis zu den Futterplätzen des Hofgeflügels heran.

Ein Saatkart für Küstenfrüchte darf nach einer neuen Verordnung nur von der seitens der Landeszentralbe- hörden bezeichneten Saatkassen und von den den Saatkassen zugelassenen Händlern abgegeben werden. Daneben können Erzeuger von den Saatkassen ermächtigt werden, Saatkart unmittelbar an Verbraucher zur Ausfertigung abzugeben. Der Verkehr mit Saatkart ist nur auf Grund von Saatkarten zulässig, die für die Händler von der zugelassenen Saatkasse, für die Verbraucher von ihrem Kom- munalverband ausgestellt werden. Die Preise für das Saatkart betragen sich zwischen 75 Mt. und 90 Mt. Beim Abgab durch den Handel darf insgesamt höchstens bis zu 10 Prozent zugezählt werden. — Unbekanntes Saatkart, das von anerkannten Saatkartgebern zu Saatkarten ausgestellt ist, unterliegt nicht der Preisbeschränkung. Es darf jedoch nur von dem Erzeuger an Verbraucher unmittelbar oder durch Vermittlung abgesetzt werden. Aus- hierzu ist jedoch eine förmliche Freigabe und auf Seiten des Käufers eine Saatkarte notwendig.

Öffentliche Speisung schwerer Kranterassen- mittelglieder. Die Berliner Allgemeine Ortskranken- kasse war zu der Ueberzeugung gekommen, daß zahlreiche und namhafte gesundheitliche Schädigungen der Ras- senmitglieder auf ungenügender Ernährung zurückzu- führen sind und auch die Widerstandskraft der Kranken dadurch geringer wird, besonders bei weiblichen Mit- gliedern, und hier wieder hauptsächlich bei Blutar- men, Nerven- und Tuberkulösen. Der Rassenvorstand hat beschlossen, diesen Kranken in allen Fällen, in welchen die behandelnden Rassenärzte dies für ange- bracht halten, auf Rechnung der Kasse Mittagessen aus den öffentlichen Küchen zu bewilligen.

Bierstadt. Das Kirchenkonzert am Sonntag wird sich hoffentlich eines guten Besuches zu erfreuen haben, damit manch armes Konfirmanten- u. ommunikantenkind mit dem Erlös des Konzertes ausgestattet werden kann. Das Programm enthält Violine, Cello- und Orgel-Vorträge. Der Eintrittspreis beträgt 50 Pfennig. Jeder Mehrbetrag wird dankend angenommen. Das Konzert beginnt um 8 Uhr. Die Kirche wird um 7 Uhr geöffnet.

Ersatz von Petroleum durch Gas oder elektrisches Licht ist vater- ländische Pflicht. :: :: ::

Im Norden der sieben Plagen.

Unser auf der Fahrt an die Südfrente befindlicher Kriegsberichterstatter im Kaiserlich Osmanischen Hauptquartier — Paul Schmeder — schreibt uns:

Nach strahlten die Sterne am Himmel von Damaskus und zwar in jenem märchenhaften Glanze, wie er nur in dieser tropischen Landschaft erhellt ist. Da suchte der Stabsarzt Dr. P. an meine Tür. „Effendim, Du weißt ja!“ sagte er, als ich feuchend fragte, was denn los sei. — „Ach richtig, der Munitionszug nach Jerusalem sollte ja um 5 Uhr früh vom Kadem-Bahnhof abfahren und man hatte für unsere kleine Reisegesellschaft, die sich im Laufe der letzten Tage auf der langen Fahrt zusammengefunden hatte, einen Sonderwagen zugelegt, auf das wir nicht den nur einmal wöchentlich verkehrenden und darum immer überfüllten Postzug abzuwarten brauchten.“

Draußen in Kadem wartete schon die Frau Pastor von R. aus Jaffa, die nach zweijähriger Abwesenheit wieder zu ihren Lieben in der Stadt Simons des Herbers zurückkehrte, ferner die kleine freundliche blonde Diakonissin aus Kaiserwerth, die ihren neuen Wirkungskreis in Nazareth aussuchen wollte, der schlanke Adjutant des Oberkommandierenden der Suezarmee Herr v. A. und der malitiose Oberstabsarzt Dr. Sch., die beiden von einem Erholungsurlaub aus Deutschland wieder kamen und der Archäologe Dr. P. aus Blauen, der bei den Ausgrabungsarbeiten in Assur vom Weltkrieg überrascht worden war und nach heißen Kämpfen drüben in Persien und Kurdistan einen kurzen Urlaub in der heiligen Stadt verleihen wollte.

Hoch oben in der Luft sang der Motor eines deutsch-türkischen Fliegers, der einem vor Beirut liegenden französischen Kriegsschiff einen Besuch abzuhalten gedachte und auf dem Bahnhof herrschte das übliche Geschrei der Araber, die so taten, als ob der Zug ausnahmsweise pünktlich abgehen sollte. In Wirklichkeit wurde es aber 10 Uhr, als endlich Damaskus unseren Blicken erschwand. Trotzdem waren wir alle guter Laune. Ein jeder sah nach Wochen- und monatelanger Reise im Eisenbahnzuge, auf dem Rücken aller möglichen Reittiere oder im raselnden Lastkraftwagen endlich ein Ziel vor Augen — Jerusalem.

War würde auch dies für die meisten keine bleibende Stadt sein, aber der größte Teil der Strapazen schien doch überstanden. Also schwärmte man bald von den Schönheiten des gelobten Landes, durch das der Zug im Augenblick rollte. Der eine erinnerte an die Kreuzzüge und malte sich aus, wie die alten Helden wohl mit einem Helden voll heißer Sehnsucht — aller Leiden vergessend — diesen letzten Teil des gewaltigen Zuges zurückgelegt hätten. Der andere sah im Geiste die Scharen Napoleons auf der Ebene von Jaffa im Kampf mit den Türken und der dritte dachte an die Rille Dorfstraße, in der bei einer Weihnachtssandacht ihm zum ersten Mal der Wunsch aufgefliegen war, Jerusalem mit eigenen Augen zu schauen. Der vierte dachte an noch etwas anderes und die Frau Pastor holte ein frommes Krieges-Liederbuch aus ihrem Koffer herbei, das sie dem schützenden Archäologen in die Hand drückte, damit er sich an den etwas holprigen aber gutgemeinten Versen erbaue, die von dem künftigen Jerusalem erzählten.

Nur einer tat nicht mit, ein nervöser Professor in Venturiansuniform. Er hatte sich alsbald nach dem Einsteigen mit einer Insektenpulverspritze bewaffnet und klabte das ganze Abteil ein. Dann zog er noch ganze Ströme einer desinfizierenden Flüssigkeit auf seinem Sitzplatz aus und hüllte sich schließlich in einen Gummimantel. Unter seinem Plaid aber steckte er eine mächtig stinkende Räucherlampe auf. Kurzum — er führte die erbauende Stimmung in unangenehmster Weise. Aber bald danach meinte die Frau Pastor, daß sie noch etwas müde sei und sich ein wenig in ihr Abteil zurückziehen wolle. Auch die Diakonissin verschwand, und gleich, nachdem beide hinaus waren, rief der lange Stabsarzt: „Donnerwetter, die Moskitos sind ja wieder einmal unaussprechlich! Wenn nur keine Anopheles darunter sind, sonst habe ich wieder für einige Wochen die Malaria am Hals!“

Es waren aber gar keine Mücken da, wenigstens vorläufig nicht. Die kamen, genau wie in der Geschichte von den sieben ägyptischen Plagen, erst am Abend ins Abteil und fielen da kaum noch auf. Der Oberstabsarzt meinte, es würden wohl Phlebotomen vadael, die sogenannten Sandfliegen sein. Die kenne er von Afrika her und habe sie auch in Aleppo beobachtet. Sie seien Träger des Vapataefiebers, das der Europäer nur einmal, dann aber nicht wieder bekomme. Auch die verflüchtigte Aleppoheule schienen sie zu verurteilen. Allein wir fanden trotz angestrengten Suchens auch keine Sandfliegen in dem Abteil. Wenigstens in diesem Augenblick noch nicht. Sie erschienen erst in der Nähe des Sees Genezareth, und da hatten wir uns schon mit ganz anderen Dingen abgefunden. Inzwischen hörten wir im Damenabteil undeutliche Schmerzschreie, und der Mann im Gummimantel wurde auch unruhig. Er hat, die Uniform aufknöpfen zu dürfen, und betrachtete dann — tiefsinnig wie ein alter indischer Fakir — seinen Nabel. Auf einmal hörte er laut auf und präsentierte dem Oberstabsarzt ein wurmartiges Tier, das sich verweigerte in seinen Fingern wand und den Schwanz drohend aufstreckte.

„Eine Meiderlaus, Effendim!“ sagte der Mediziner trocken. „Sie ist Träger des Flecktyphus!“ — „Um des Himmels willen,“ schrie der Neger, „kann Sie mich nicht noch schnell impfen? Sie hat mich ja schon seit einer halben Stunde gebissen!“ — „Wegen Flecktyphus gibt es keine Impfung,“ erwiderte der Oberstabsarzt. „Nach drei Wochen, wenn Sie etwas Verdächtiges merken, kommen Sie zu mir. Mit einer Spritze Salvarsan werde ich sehen, was sich machen läßt!“ — Der andere samt verzweifelt in die verlaufenen Pforten zurück. „Da habe ich nun meine sämtlichen Sachen aus Seide herstellen lassen und alle in Deutschland angekauften Schutzmittel gegen Ungeziefer mitgebracht, und nun —“ „Ja, mein Lieber,“ sagte der Oberstabsarzt, „die helfen nur den Bakterien. Sie hätten sich auch noch Bestpulver um den Hals und um die Fuß- und Handgelenke kleben sollen und den Leib mit Sublimat waschen können. Und wenn Sie dann bei Ruten geblieben wären, so hätte Ihnen nicht das Geringste geschehen können!“

In diesem Augenblick wurde der Oberstabsarzt selbst zusammen und sagte: „Denke auch, das ist aber ein Floh! Hat zufällig einer der Herren einen Kuschlader bei sich?“ — Herr von A. lachte. „Sehen Sie, meine Herren,“ sagte er dann, „wir alten Wästerschiffer sind immun!“ Und dabei entlockte er seinen Männerbusen und zeigte auf eine friedlich wellende Herde von Flöhen, Wanzen und Kleiderläusen. „Man muß nur mit den Tieren umgehen verstehen. Nicht sehen sie nicht so leicht. Wenn sie Hunger kriegen, fange ich ihnen einfach eine Kopflaus, und da die nicht zum Bau gehört, wird sie glatt aufgefressen!“ Und schon griff er dem nervösen Mann mit dem Gummimantel an den Hals und sagte: „Sie gestatten!“ Gleich darauf brüllte sich sein zoologischer Garten um eine mit rotem Blut vollgelegene Laus.

Da wurde es auch dem Kriegsberichterstatter zu viel, und er ging in sein Abteil, wo es sich inzwischen ein türkischer Major bequem gemacht hatte. Auch er wurde offenbar von allerlei Gekier torpediert. Von Zeit zu Zeit fuhr er sanft, wie es die Art des Türken ist, unter den Uniformrock und holte etwas Witziges heraus, das er dann vorsichtig auf den Boden setzte. Denn der Koran verbietet das zweifelhafte Töten von Tieren, und kein frommer Türke würde es jemals wagen, einem dieser niedlichen kleinen Lebewesen etwas zuleide zu tun. Daß sie heißen — Kismet, Effendim!

Draußen flogen die Städte und Dörfer des heiligen Landes vorüber. Querschnitt das seltsame Terrat, das sich über einer alten Stadt erhebt, die mit vollkommen erhaltenen Straßen, Plätzen und Häusern unterirdisch sich stundenweit hinzieht. Überall steht man türkisches Militär, zum Teil in den hier sehr zahlreich vorhandenen Ruinen antiker Städte hausend und Reuten für den Suez drillend.

Ab und zu geht auch ein Streiktrupp auf die Bahnverfolgung. Denn nur wenige Kilometer von der Bahnstrecke entfernt dehnt sich noch ganz unerforschtes, so ganz unbekanntes Land, in dem unruhige Beduinenhäufchen noch immer die türkische Oberhoheit nicht anerkennen wollen. Vor allem erscheint die Hebräerstraße den edlen Wästerschiffen als ein gefährlicher Gegner, da sie die alte Pilgerstraße nach Mekka mehr und mehr von den Gläubigen entblößen wird, die man hier in dieser ungeheuren Einsamkeit nach Herzenslust ausplündern konnte.

In der nächsten Station — el Muzerib — wird jetzt alljährlich nach dem Eintreffen der aus allen Teilen der Welt kommenden Pilgertruppe die große Mesakarakawane zusammengestellt, für deren Befriedigung Sultan Abdul Hamid die Hebräerstraße ursprünglich in erster Linie bestimmt hatte. Aber heute geht der Hauptverkehr der Bahn ganz andere Wege, hinunter zum Suezkanal, und dorthin bilden die Augen der Gläubigen fast ebenso sehnsüchtig, wie einst nach den heiligen Stätten im heißen Sand der arabischen Wüste. Mehr denn je sind diese vom übrigen Weltverkehr abgeschnitten, und seines Unglücksigen Fuß kann auch heute, wo die Gläubigen Bundesgenossen der islamitischen Welt sind, Mekka und Medina betreten.

Nicht einmal die Erbauer der Bahn sind bis zu den heiligen Plätzen vorgedrungen. Von einer bestimmten Station ab übernehmen mohamedanische Arbeiter und Beamte den Weiterbau, und auch von unseren Feldgrauen ist keiner dorthin gelangt. Ich lernte in Aleppo einen deutschen Ingenieur kennen, der den Bahnhof in Medina entworfen hat. Aber seine Ausführung hat er nicht zu sehen bekommen. „Nun,“ wird es immer Märchen erzählen geben, die an den heiligen Stätten geweiht haben wollen. Aber es gibt auch nicht die geringste Möglichkeit für einen Nichtmohamedaner, dahin zu gelangen, und die türkische Regierung achtet im eigenen Interesse darauf, daß die religiösen Gefühle der Araber besonders unter den gegenwärtigen Umständen in jeder Weise respektiert werden.

Ganz in der Nähe der Station Muzerib sieht man übrigens die Heimat Hiobs. Man sieht dort sogar einen Stein, an dem der gleich uns armen Reisenden von allerlei Plagen heimgesuchte Prophet seinen wundlichen Rücken gelehrt haben soll, und ferner die Quelle, in der er nach seiner Genesung gebadet haben soll. Aber die unerbittlichen Archäologen haben längst festgestellt, daß dieser Stein ägyptischen Ursprungs ist und dem Nilis geweiht war.

In später Abendstunde führt uns der Zug ins Heilige Tal des Jarmul, eines Nebenflusses des Jordan, der mit seinen hübschen Wasserfällen und tiefen Schluchten an die Mäule im Harz erinnert. In ganz kurzer Zeit senkt sich die Bahn um 600 Meter und kommt dadurch schließlich, den größten Wasserfall des Jarmul auf einer fahngelassenen Steinbrücke überschreitend, bei der Station Samach auf 208 Meter unter den Meeresspiegel. Wir sind in dem geologisch so merkwürdigen Jordantal angelangt, das einzig auf der Erde ist, weil es bis zum Toten Meer hin bis auf 394 Meter unter dem Spiegel des Mittelasiatischen Meeres liegt. Wir sind aber auch zugleich an den See Genezareth gelangt und verlassen hier ansahmend den Wagen der sieben Plagen, um Tiberias und Nazareth einen kurzen Besuch abzustatten.

Wiesbadener Theater.

Königliches Theater.

Freitag, 12. Aufg. Ab. 7. Volksabnd. „Des Meeres und der Liebe Wellen.“ 7 Uhr.
Samstag, 13. Ab. 6. „Die Wallfäre.“ 6³⁰ Uhr.

Residenz-Theater, Wiesbaden.

Freitag, 12. Volksvorstellung. „Biseflotte.“ 7³⁰ Uhr.

Kurhaus Wiesbaden.

Konzerte in der Kochbrunnen Trinthalle: Mittwoch und Samstag vorm. 11 Uhr.

Freitag, 12. 4 u. 8 Uhr. Abonnements-Konzert des Kurorchesters.
Samstag, 13. 4 u. 8 Uhr. Abonn.-Konzert des Kurorchesters. 8 Uhr. Einmaliger Vaterländischer Abend.

Kirchliche Nachrichten, Biersstadt.

Evangelischer Gottesdienst.

Donnerstag, den 11. Januar 1917.

Abends 8 Uhr: Kriegs-Wochenbetstunde. Nr. 68. — 2. Korinther 1, 3-4.

Kath. Kirchengemeinde.

Biersstadt.

Werktag: hl. Messe 7,30 Uhr.

Mittwoch u. Samstag 8 Uhr hl. Messe.

Gedenkt der gefangenen Deutschen!

Bekanntmachungen.

Es sind 2 Portemonnaies mit Inhalt gefunden worden. Eigentumsansprüche können auf der Bürgermeisterei hier selbst geltend gemacht werden.

Biersstadt, den 11. Januar 1917.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Wer Kriegsgefangene kommenden Frühjahr beschaffen will, muß dies umgehend auf der hiesigen Bürgermeisterei melden.

Biersstadt, den 11. Januar 1917.

Der Bürgermeister: Hofmann.

Betrifft: Die Verbrauchsregelung von Speisekartoffeln.

Unter Bezugnahme auf die vorgehende Verordnung des Herrn Reichslandrats vom 1. Dez. 1916 wird hiermit für den Umfang des Landkreises Wiesbaden mit Ausnahme der Stadt Biersstadt in Abänderung meiner Kreisblattverordnung vom 20. August 1916 folgendes verordnet:

A. Kartoffelerzeuger.

Der Kartoffelerzeuger darf in der Zeit vom 1. Jan. bis 28. Februar 1917 täglich nicht mehr als 1 Pfund Kartoffeln und vom 1. März bis 20. Juli 1917 nicht mehr als 1½ Pfund Kartoffeln (= im ganzen 2 Str.) seiner Ernte für sich und jeden Angehörigen seiner Wirtschaft verwenden. Die hiernach nicht für Speisezwecke und nicht als Saatgut in der eigenen Wirtschaft erforderlichen Kartoffeln unterliegen auch weiterhin der Beschlagnahme seitens des Kommunalverbandes.

B. Richterzeuger.

Richterzeuger (Versorgungspflichtige Personen) erhalten vom 1. Januar bis 30. Juni 1917 eine tägliche Kartoffelration von ¼ Pfund. Schwerarbeiter erhalten auf Antrag eine tägliche Zulage bis zu 1 Pfund Kartoffeln. Die Kartoffelration kann im Bedarfsfall bis zur Hälfte durch Rüben (Stückrüben, Möhren oder weiße Rüben) ersetzt werden, wobei 1 Pfund Rüben 1 Pfund Kartoffeln gleich zu rechnen ist.

1. Versorgung auf Kartoffelarten.

Die bisherige Kartoffelration bleibt bis auf weiteres gültig mit der Maßgabe, daß von Marke 8 ab auf jeden Abschnitt nicht 10, sondern nur 7½ Pfund Kartoffeln, bezw. eine intellente Menge Rüben verausgabt werden. Die Zusatzrate bleibt vorerst unverändert in Gültigkeit.

2. Rateneindeckung.

Die Rateneindeckung rechnet vom 1. Nov. 1916 ab. Die Bezüge auf Rüben dürfen aus ihren Kartoffelverräten vom 1. Jan. ab nicht wie bisher 1 Pfund, sondern nur eine Tageskopfmenge von ¼ Pfund Kartoffeln verbrauchen. Die hiernach überschüssende Kartoffelmenge wird bei der Lieferung der 2. Rate in Abzug gebracht werden. Die Berechnung der zu liefernden Gesamtmenge geschieht wie folgt: Vom 1. Nov. bis 31. Dez. — 61 Tage zu 1 Pfund ergibt 61 Pfund, vom 1. Jan. bis 20. Juli — 200 Tage zu ¼ Pfund ergibt 150 Pfund, zusammen 211 Pfund Kartoffeln. Hierin die als erste Rate gelieferte Menge abgezogen, verbleibt als Rest die für die 2. bezw. 3. Rate zu liefernde Kopfmenge. Schwerarbeiter erhalten die gesetzliche Zulage.

Die zweite Rate wird im Laufe des Monats Jan. geliefert werden. Die Lieferung erfolgt auf vom Kommunalverband ausgestellte Bezugsscheine durch die Gemeinden. Die Bezugsscheine sind gegen Bezahlung der Kartoffeln bei den Gemeindefakken in Empfang zu nehmen. Die Zeit der Ausgabe wird veröffentlicht. Die Bezüge müssen mit der zugeteilten Menge die vorgeschriebene Zeit auskommen, ein Zusatz kann wegen der Knappheit an Kartoffeln nicht geliefert werden.

3. Volle Herbsteinkellerung.

Die volle Herbsteinkellerung rechnet vom 1. Nov. 1916 bis 15. August 1917. Da mit Schwund und Fäulnis bei der Lagerung gerechnet werden muß, darf beim Verbrauch vom 1. Jan. ab die Tageskopfmenge von ¼ Pfund keinesfalls überschritten werden. Die Haushaltungen müssen mit der eingekellerten Menge die vorgeschriebene Zeit auskommen; eine frühere Zuteilung von Kartoffeln findet nicht statt.

Zu widerhandlungen gegen vorstehende Anordnungen werden nach § 10 der Verordnung des Herrn Reichslandrats vom 1. Dez. 1916 streng bestraft.

Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Verkündung im Kreisblatt in Kraft.

Wiesbaden, den 3. Januar 1917.

Der königliche Landrat.
von Heimbach.

Bandeisen

hat abzugeben
„Biersstädter Zeitung.“

Eine Päckelmaschine und eine Dichtungsmaße zu kaufen gesucht. Biersstadt, Adersstraße 4.